

STEFFEN KOPETZKY

RISIKO

ROMAN



Klett-Cotta

versorgen Sie einmal täglich über die Bordküche. Ein Mann Signaldienst. Im Konsulat schlagen wir Biwak für die Mannschaft auf. Stellen Sie mir eine Personalliste zusammen. Gehen Sie mit Kaleunt Loewenfeld die Ausrüstung durch. Ich will, dass wir am späten Nachmittag an Land stehen.«

»Zu Befehl«, sagte der Leutnant und rührte sich schon, um sich auf der Stelle an die Arbeit zu machen. Man hätte den Kerl überall hinschicken können. Ein Prachtbursche. Eigentlich.

»Und, äh, Dönitz, eines noch«, der Kommandant blickte den besten seiner jungen Offiziere scharf an, »mir ist nicht verborgen geblieben, was Sie und Wodrig treiben. Sie wissen, wie ich dazu stehe. Bridge ist in Ordnung, das spiele ich selber

gerne. Aber Bridge ist nach dem Kontrakt vorbei, man kann noch einmal darüber nachsinnen, welche Fehler man beim Reizen gemacht hat oder ob der Splinter falsch war, aber das soll's dann auch gewesen sein. Es ist ein Zeitvertreib. Ein Spiel kann niemals die Wirklichkeit ersetzen. Außerdem kennen Sie die Anweisung 14/11! Nutzen Sie die Zeit an Land und kühlen Sie ein wenig ab. Und kommen Sie gesund wieder. Loewenfeld hat Instruktion. Viel Glück.«

Damit ließ er seinen dreiundzwanzig Jahre alten Offizier stehen und nickte ihm noch einmal knapp zu, während er sich gutgelaunt daran machte, das Schiff über eine Strickleiter zu verlassen wie ein einfacher Matrose. Eine vierriemige Ruderpinasse brachte ihn an Bord des britischen Schlachtschiffs KING EDWARD VII, das ein

paar hundert Meter weiter vor Anker lag und wo den Kapitän ein zweites Frühstück nebst einer anberaumten Partie seines Lieblingsspiels erwartete.

Um vierzehnhundertfünfzehn, also Viertel nach zwei Uhr nachmittags, erreichte den Funkobermaat Sebastian Stichnote der Befehl, ausgestellt vom Ersten Offizier von Loewenfeld, dass er binnen zwei Stunden für ein Landkommando in Durazzo-Stadt zu packen habe – wofür nicht mehr als eine Viertelstunde nötig war. Zuvor jedoch sollte er einen Plan für eine Nachrichtenverbindung zwischen Landkommando und Schiff entwickeln, eine Liste des dazu erforderlichen Materials erstellen und diese Leutnant zur See Dönitz übermitteln, der das Detachement führe. Denn obgleich das Landkommando nur knapp drei Kilometer

Luftlinie vom Schiff entfernt war, würde es eigenständig operieren – wenn man von den Lieferungen aus der Bordküche absah.

Stichnote, der gerade dabei war, eine defekte Spule auszutauschen und neu zu verlöten, ärgerte sich kurz, dass er seine Bastelarbeit nicht würde fertigstellen können, dann aber überkam ihn die Vorfreude, denn schließlich hatte er ein ganz bestimmtes Wort gehört: Land.

Er telefonierte mit Leutnant Dönitz, der im Kartenraum saß, über die nachrichtentechnische Ausstattung des deutschen Konsulats. Zu seiner Enttäuschung erfuhr er, dass es kein Telefon, geschweige denn einen Telegrafen und schon gar keinen Funkentelegrafen gab, ja noch nicht einmal Elektrizität.

Eibo Matthes, sein bester Freund, ein

Bremer, mit dem er die Torpedoschule in Flensburg durchlaufen hatte und neben Stichnote als einziger an Bord ausgebildeter Funker, hatte das Telefongespräch mitverfolgt. Eibo meinte nur, es wundere ihn überhaupt nicht, der komische Königspalast vorne am Kai strahle die ganze Nacht wie ein Lampengeschäft auf der Friedrichstraße, da konnte für den Rest der Stadt kein Strom mehr übrig sein. Es sei das dunkelste Nest, das er je – Gott sei Dank nur von Bord aus – gesehen habe, und dass es seinen Freund nun dorthin verschlage, erfülle ihn nicht gerade mit Neid. Am liebsten würde er, Eibo, ihm dieses Los ersparen und an seiner Statt dem wilden Leutnant Dönitz in die Malariahochburg Durazzo folgen.

»Kabel noch ma durch, Stich«, sagte Eibo verschwörerisch, »und meld dich krank. Sag,